

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 20 (1916)

Artikel: Der Mensch und sein Dämon
Autor: Wohlwend, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574167>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Mensch und sein Dämon

Ein Selbstgespräch in der Form eines Dialogs von Hans Wohlwend, Zürich.

Der Mensch:

Vom breiten Weg der Selbstzufriedenheit
Bin weit ich abgewichen in die Einsamkeit,
Mit wundem Fuß, von Dorn und Stein zerrissen,
Doch tief im Innern seltsame Heiterkeit.

Hier kann ich mit ihm ernste Zwiesprache tauschen
Und seiner leisen Mahnerstimme lauschen,
Die mir im Alltag ungehört verhallt —
Schon hör' ich fernher seiner Flügel Rauschen,

Und freier fühl' ich weiten sich die Brust:
Nun wird mir Antwort. Neue Daseinslust
Und neue Kräfte fühl' ich heiß sich regen,
Und eines neuen Frühlings duftig Blust

Erfüllt mit seinem jugendstarken Hauch
Die müde Seele, die aus Dunst und Rauch
Zum reinen Tag gestiegen, Schwingen breitet
Und sich befreien will vom engen Brauch

Der Allzuvielen, die im Ring der Pflichten,
Der selbstgeschaffnen, dumpfen Dienst verrichten
Und so sich endlos quälen, stumpf und müd,
Und wissen nicht, daß sie ihr Selbst vernichten.

Der Dämon:

Willkommen, Freund, willkommen, du weiltest lang
Und fandest spät den Weg zu diesem Hang,
Den sie den „Berg der Selbstbesinnung“ nennen.
Kommst du auch spät, gepriesen sei der Drang,
Der dich zu deinem bessern Teil geleitet,
Der über dir nun seine Schwingen breitet
Und dessen Stimme lang dein Ohr verschlossen,
Sodass dir Leid und Irren war bereitet.

Der Mensch:

Ja, Leid und Irren hab ich viel gekannt,
In manchen toten Winkel mich verrannt,
Und nie hab' ich das Zauberwort gefunden,
Das mir den Frieden in die Seele bannt;
Und über dieses komm' ich nicht hinweg:
Der Eine geht im Schlafe seinen Weg,
Dieweil der Andre ständig irren muß
Und oftmals findet weder Weg noch Steg.

Der Dämon:

Du hast gegrübelt ohne Unterlaß —
Nun ja, das Grübeln machte dir wohl Spaß;
Doch sag' mir, Freund, was hast du denn gewonnen?
Dein Beutel leer und deine Füße — naß.

Der Mensch:

Ein Hauch sind wir im großen Zeitgewühl;
Doch blicken gläubig wir nach einem Ziel

Und hoffen bis in alle Ewigkeit;
Denn unser Hoffen ist uns Trost und Spiel.

Der Dämon:

Der Menschen Hoffnung baut sich goldne Brücken
Aus Glaubenssägen, um auf deren Rücken
Einst nach dem Tod ins Paradies zu ziehn.
So greift der Lahme blind nach allen Krücken;

Denn, was ihr hofft, das glaubet ihr auch gern:
Da wird ein Irrlicht selbst zum fernen Stern,
Der euch den dunkeln Pfad erhellen mag,
Dem blind ihr folget; denn ihr folget — gern.

Warum denn hoffen auf ein künftig Leben,
Wenn kaum ihr waget, dem sein Recht zu geben,
Das euer ist und niemals wiederkehrt —
Warum denn immer in die Ferne streben?

Die Ferne, ach, im Raum wie in der Zeit,
Ist überstrahlt von seltner Herrlichkeit:
Ihr blicket stets nach vorwärts und zurück
Und täuscht euch mit falscher Seligkeit.

Wie manchmal sagest du bis Mitternacht
Und hieltest über Büchern treue Wacht
Und hofftest Heil in jedem Wort zu finden,
Das Andre schrieben, die vor dir gedacht.

Dein Finger über all die Blätter fuhr,
Du folgtest gläubig alter Weisheit Spur;
Doch sag', mein Freund, was blieb dir denn von allem?
Auch wieder Worte — nichts als Worte nur!

Denk an die Sphinx, die dort im Sande ruht,
Die reglos starrt in ferne Sonnenglut
Und sieht doch nichts: ihr Rätselblick — ein Trug;
Denn sie ist Stein und nicht von Fleisch und Blut,

Ein Zeichen ist sie, wie euch oft genarrt
Der alte Wahn, auf dem ihr stets beharrt —
Die Menschen schufen sie sich selbst zum Hohn:
„Erkenntnistraum, der blind ins Leere starrt.“

Doch die sie schufen, die ihr Bild empfangen
In heil'ger Stunde, sind dahingegangen,
Wo auch du gehest, wenn dein Licht erlosch
Und dich die Nacht in ihrem Netz gefangen.

Der Mensch:

Omar Khayyam singt Liebe uns und Wein
Und winkt in seinen Garten uns hinein,
Wo Houris lächeln und die Rose blüht —
Und sind bei beiden wir doch stets — allein!

Was soll ein Leben, das ich nur ertrage,
Wenn ich's vergesse und die alte Klage
In Wein ersticken muß und heißen Küssen
Und so des Strebens Ernst im Spiel verjage!

Doch taugt auch all mein Streben hier nicht viel,
Zerfließt vor meinem Blick das letzte Ziel

Wie gelber Sand, der durch die Finger rinnt,
So ist vielleicht der letzte Zweck — dies Spiel!

Der Dämon:

Wie, wenn von außen dir kein Heil beschert,
Wenn jenes Ziel, nach dem du stets begehrt,
In dir nun läge, daß du's höher trägst?
Wär' solcher Inhalt nicht des Daseins wert?

Wie, wenn das Leben nun zu dir hinauf
Aus Unbewußtem drängte stumm herauf,
Daß du vollendest, was es blind begonnen,
Und dies das Ziel im langen Zickzacklauf?

Natur bist du, o Mensch! In deiner Brust
Lebt, was vom Dunkel an das Licht gemußt,
Aus deinen Augen strahlt es selbst sich an,
In deinem Hirn wird es sich selbst bewußt.

Ein ständig Tasten ist dein Suchen noch,
Ein irrend Tasten — Streben ist es doch,
Das deinem Leben Sinn und Zweck verleiht.
Was zögerst du, und warum träumst du noch?

Ein Fünklein bist du nur vom großen Licht,
Das aus Millionen Menschaugen bricht,
Und alle suchen sie das gleiche Ziel.

Geh auch du vorwärts und verzweifle nicht
Und nütz' die Spanne, nütz' die farge Zeit,
Die eingeklemmt ist zwischen Ewigkeit
Und Ewigkeit, die vor und hinter dir
Sich brandend schließet über Lust und Leid.

Der Mensch:

Erlöser, Dämon, Freund, hab' heißen Dank:
Den ich geahnt, gefunden ist der Ranz,
Und unser Heil, in uns nur liegt's allein,
Die allzulang an falscher Hoffnung krank.

Einst wünschte ich, es möchte all mein Leid
Von meiner Seele wie ein altes Kleid
Herniedergleiten und wie Dunst verwehn —
Nun aber scheint es mir ein rar Geschmeid,

Das meinem Leben erst den Adel leiht
Und fester noch als alle Seligkeit
Mit aller Wesen Schicksal mich verbindet
Und so mich in den Ring der Brüder reiht,

Die hier gleich mir im Staube gehen müssen,
In Zorn und Sehnsucht sich verzehren müssen,
Bis sie erkennen, daß sie einsam sind
Und einsam ihren Frieden suchen müssen.

Der Dämon:

Ja, geh und kämpfe als ein guter Held
Auf diesem dornenreichen Schlachtfeld,
Das sie die „Welt“ und auch das „Leben“ nennen
Und wo der biedre Bürger zahlt mit Geld.

Du aber sollst mit deinem Blute zahlen,
Mit dem, was du erkannt in tausend Qualen;
Denn jeder prägt die Münze, die ihm eigen —
Mit ihrem Golde laß die Andern prahlen!

Vor allem aber sollst du dieses wissen:
Nie wirst du ruhen mehr auf weichen Kissen,
Kein trauter Arm wird liebend dich umfassen:
Denn alle Weggefährten sollst du missen!

Am Abgrund wandelnd, seiner stets bewußt,
Geh du den Weg, den du von je gemußt —
Kein Oben und kein Unten sei dir fremd,
Und sei kein Grau'n, von dem du nicht gewußt,
Und keine Tiefe, die du nicht ermessen,
Kein Weh, kein Zweifel, die du nicht besessen,
Bis du den steilen Berg des Friedens findest,
Wo du verzeihen lernest und vergessen.

Das Leid, das du am eignen Leib verspürt,
Hat erst dein Herz für fremdes Leid gerührt:
Nun weißt du: All mein Leid ist Menschenleid —
Das Leid ist nichts, das nicht zum Mit-Leid führt;

Denn Mit-Leid ist der Schlüssel, der von je
Der Güte Quell erschloß, die alles Weh
Mit lächelndem Verstehn umfassen lehrt
Und dir die Seele stählt gen eignes Weh.

Doch allem falschen Mitleid sollst du wehren
Und nicht unnötig deine Last vermehren;
Denn Güte, so verschwendet, würde Gift
Und also unnütz deine Kraft verzehren.

Wie edler Stahl soll deine Seele sein,
Wie edler Stahl von aller Schwachheit rein,
So hart und treu in Liebe und im Haß:
Ein festes „Ja!“ und meist ein tapfres „Nein!“

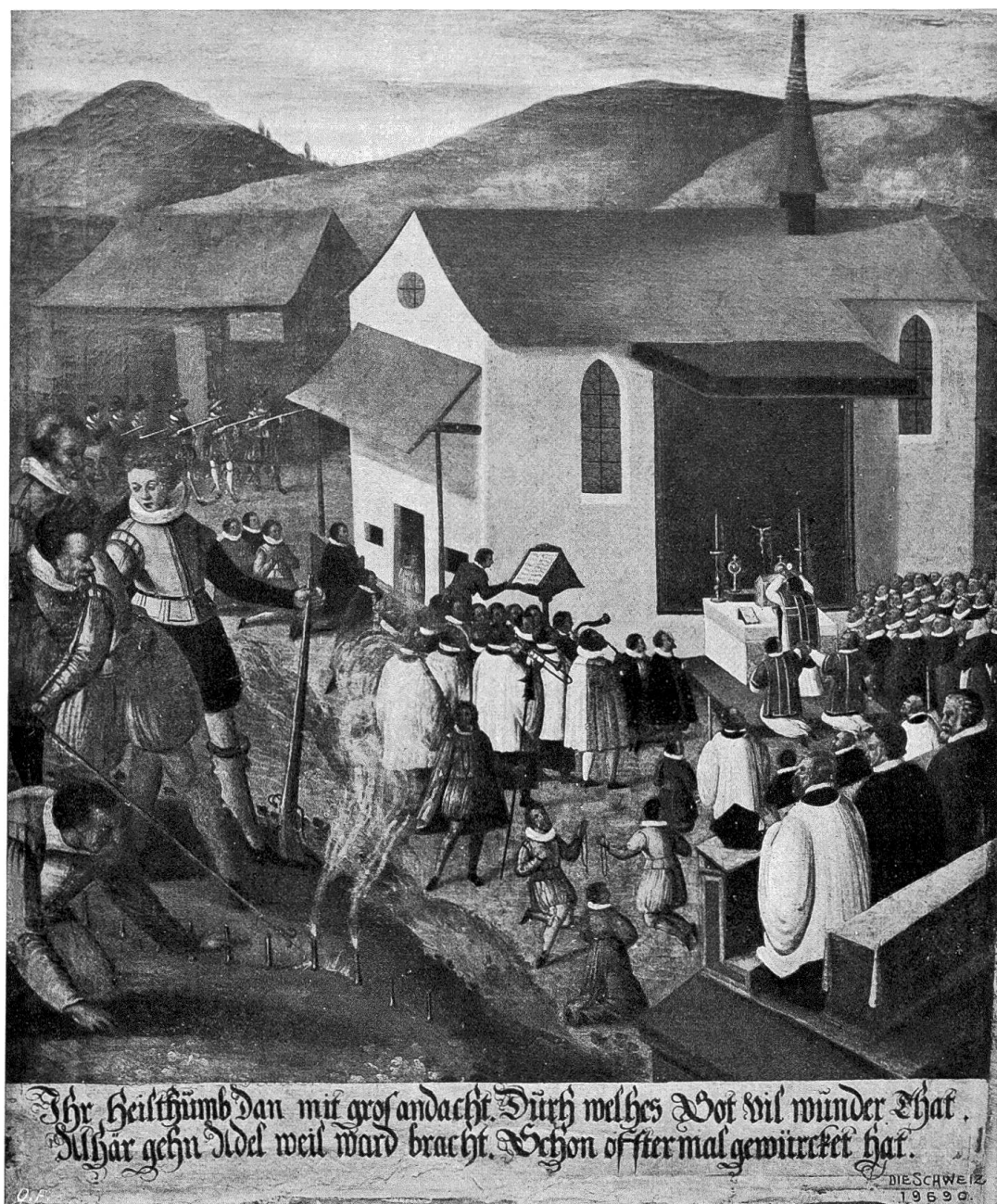
So sollst nach innen du dich ganz vollenden,
Auf daß du geben kannst mit vollen Händen,
Ein Leidbeschwörer und ein Freudenbringer,
Den alle segnen, weil er weiß zu spenden.

Doch nicht nach Dank und Ehren sollst du schielen,
Nach Ruhmestiteln, um damit zu spielen
Und dich in ihrem blinden Glanz zu sonnen —
Das überlasse froh den Allzuvielen;

Denn wisse: Keiner kann zwei Leben leben,
Kann frei sein wollen und nach Dingen streben,
Die außer ihm und die von Andern kommen:
Der Dank, das Glück, die Ehre liegt im Geben.

So halte treulich deine Kraft zusammen
Und schüre deines Herzens heil'ge Flammen,
Auf daß sie deiner Hände Arbeit segnen
Und aller Furcht und Not den Weg verrammen.

Schau nicht zurück und auch nach seitwärts nicht,
Sei selbst dir Zweck und Ziel, tu' deine Pflicht



Darstellung aus der Legende von St. Einbet.
 Letztes Bild einer Serie von zwölf (1634 gestifteten) Tafeln
 in der St. Einbet-Kapelle in Adelwil, Kt. Luzern.

Und laß die Weltverächter Zeter schrei'n,
Wenn einst der Tod hält über sie Gericht —

Der Tod, der alles Lebens Krone ist,
Zu allen kommt und keinen je vergift,
Der reife Frucht und taube Nüsse fällt
Und aller Rätsel letzter Schlüssel ist.

Der Tod, der einst erschließt das dunkle Tor,
An das du fruchtlos klopfst und davor
Die Hoffnung und die Furcht umschlungen stehn,
Bis letztes Wissen strahlt aus ihm hervor.

Maria Goswina v. Berlepsch

(25. September 1845 bis 9. April 1916).

(Schluß).

In dem Mosen- und Hofratsheim, Colloredostraße 13, Wien XVIII, strahlte der „Glückschein des Elternhauses“ für unsere Dichterin noch wonniglich fort, als sie in die Jahre eingetreten war, von denen der Psalmist sagt: „Sie gefallen mir nicht“. Die Daseinsfreude auf dieser „lieben Erde“ wurde eher verstärkt als gemindert. Gegen Weihnachten 1905 schrieb Reinhold Rüegg in der Züricher Post: „Von der Stadt Zürich ward Fräulein G. von Berlepsch unlängst das Bürgerrecht verehrt, und nun wand sie zum Danke einen Novellenkranz („An Sonnengeländen“, Schweizernovellen*), der ungleich mehr wert als das Dokument ist.“ Wir möchten indes bezweifeln, daß Fräulein Goswina diesen Satz gebilligt hat, jedenfalls aber den folgenden: „Ihr Zürich wird Fräulein von Berlepsch nie vergessen; manchmal ist's, sie schreibe sich das Heimweh von der Seele.“

Die in demselben Jahr erschienene tragische Erzählung „Mutter“, die auch in die „Sammlung billiger Volkschriften“ aufgenommen wurde, verdankt ihre Entstehung offenbar einer tiefgründigen geistigen Verarbeitung des Schicksals von Gottfried Kellers Mutter und Schwester.

In dem Roman „Befreiung“, der im Jahr 1907 erschien, schrieb sich die Verfasserin offenbar wieder „etwas vom Herzen“, das schon längere Zeit herzpfeisend auf Befreiung harrete, darum der Titel. Sie schildert darin den Werdegang einer Tochter, die durch den Tod des Vaters vor die Alternative gestellt ist, ihren

Lebensunterhalt selbständig zu erwerben oder die Unterstützung naher Verwandter anzunehmen. Sie ist zu stolz, das letztere zu tun, und greift deswegen zur Feder. Es werden uns in der „Befreiung“ zugleich die Licht- und Schattenseiten der schriftstellernden Weiblichkeit einer Großstadt vor Augen geführt, wobei natürlich die Schattenseiten (Zigaretten- und Zigarrenrauchen u. dgl. m.) unsereinen nicht besonders anmuten, was der Autorin auch ganz offenherzig gesagt wurde. Da kam die Antwort: „Für Ihren freundlichen Brief herzlichen Dank! Von Uebelnehmen Ihrer Kritik keine Spur. Mich interessiert jede Kritik, die von eigener und gerechter Anschauung ausgeht. Es tut mir nur leid, daß Ihnen der Maler und der Hafner dazwischen kommen mußten; ich hätte Sie ganz gerne noch mehr brummen gehört. Auch aus dem Brummen kann man lernen! Hier in Wien ist man der Ansicht, daß dies Buch meine beste Arbeit sei. Sehen Sie, so verschieden wird ein und dasselbe gelesen.“

Nach einem längern Aufenthalt im Tirol machte Fräulein v. Berlepsch einen Abstecher in die alte Heimat und besuchte in hoffnungsfreudiger Stimmung ihre nunmehrige Vaterstadt; aber sie erlebte dabei manche Enttäuschung: der Himmel sandte fortwährend kalte Regengüsse auf die „liebe Erde“; die Fremdenpension, die ihr von einer Freundin empfohlen worden war, entsprach keineswegs den Wünschen der etwas verwöhnten Wienerdame, und ihr Begleiter war ein durch Arbeit, körperliche und seelische Leiden sowie durch das

*) Zürich, Art. Institut Drell Füßli.